

Gedenkstunde für Joseph von Eichendorff

Vortrag von Wolfgang Beitinger

am 29.11.2003 beim Eichendorff-Denkmal Frankenried

In dieser schönen Abendstunde auf einem Hügel der wald- und wiesenreichen Flur des Ostallgäuer Dörfleins Frankenried stehen wir am Gedenkstein des großen deutschen Dichters **Joseph Freiherr von Eichendorff**. Wir gedenken dieses größten aller schlesischen Dichter, welcher seine jugendlichen Jahre in einer sehr vergleichbaren Landschaft gelebt und seine ersten dichterischen Inspirationen aus der Schönheit des südlichen Oberschlesien gezogen hat. Nur der bedeutsame Strom, die Oder, fehlt hier bei uns, die einstmals fast in ihrer ganzen Länge ein deutsches Gewässer gewesen ist und die Ländereien von Eichendorffs Stammschloß Lubowitz benetzt hat. Heute fließt dieser Fluß größtenteils gänzlich durch polnisches Staatsgebiet, zum andern Teil ist er Grenzfluß zwischen Deutschland und Polen geworden. Was Verlust der Heimat bedeutet, hat, wie noch zu zeigen sein wird, Eichendorff selbst erlitten. Auch die Spuren dieser Erfahrung sind in seine Dichtung eingegangen.

Wir gedenken eines großen deutschen Dichters, sage ich, der sein **romantisches** Lebensgefühl mit dem gesunden Sinn eines Mannes der Pflicht und der Verantwortung für seine Mitmenschen verbinden konnte wie kein zweiter. Und das hebt ihn heraus aus der großen Zahl deutscher Romantiker, die ihrer Epoche den Namen gaben. Über allem aber steht die Tatsache, daß Eichendorffs lyrische Verse auch in der heutigen poesiefeindlichen Zeit noch immer die Herzen vieler einfachen Menschen im Volk anrühren und beseeligen. Er war es, der Natur und Landschaft zum Sprechen und Singen gebracht hat, und zwar durch seine unbegreifliche Begnadung des rechten Wortes am rechten Ort. "Und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort." - so heißt es in seinem Gedicht "Wünschelrute". Ihm war es gegeben, dieses Zauberwort zu treffen, welches dem Hörer Zugang zur geheimen und doch so offenkundigen Sprache der Schöpfung erschließt. Die Sprache der Natur ist es, welche die Anwesenheit Gottes, ja eines himmlischen Vaters in dieser sinnlichen Welt offenbart und evident macht. Sie lehrt die Menschen auch, das Rechte zu tun und die Liebe Gottes nachzuahmen. So sagt es uns ja auch die 3. Strophe seines bekanntesten Chorliedes "O Täler weit, o Höhen", das durch den Tonsatz Mendelsohns-Bartholdy populär geworden ist:

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.

Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen

Ward's unaussprechlich klar.

Die Gesetze des rechten Tuns und Liebens wären uns, wenn wir nur die Sprache der Natur treu und redlich lesen würden, "unaussprechlich klar". Man braucht zum Lesen dieser Sprache kein Hochstudierter, kein Intellektueller zu sein. Ja, es scheint sogar, daß die Bildung des modernen Intellekts solche Lesefähigkeit verstellt. Ein einfältiges, unverdorbenes Gemüt wird dagegen die Herzenssprache der Natur jederzeit verstehen. Und ein zweites wird aus diesem Mendelsohn-Lied klar: Die Musikalität von Eichendorffs Dichtersprache hat ihre Rezeption im deutschen Volk erleichtert. Daher auch die vielen Vertonungen sowohl durch berühmte als auch weniger renommierte Tonsetzer. **5000 Musiksätze** sollen es im ganzen sein. 'Auf den Flügeln des Gesanges' hat sich die Kunde vom großen Dichtergenie Schlesiens, vom "Schlesischen Schwan" in Deutschland und Europa verbreitet. Und gerade die Stille des Abends ist geeignet, dem so bedenkenswerten Dichterwort des schlesischen Sängers Raum und Entfaltung zu geben. Der Lärm der geschäftigen Welt ist seiner Muse abhold. Auch der Hörer bedarf der Stille, um in Eichendorffs Worte hineinhorchen zu können. Dann aber mag es gelingen, daß unsagbare Erfahrungen, hintergründige Wahrheiten von Dichter und Hörer gleichzeitig erfaßt werden:

ABEND:

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Nicht gefühlsselige Stimmungen will uns Eichendorff vermitteln, die wir dann gefühlstrunken konsumieren, sondern tiefere Erfahrungen und Ahnungen, die immer auch etwas mit Naturfrömmigkeit und Religion zu tun haben. Überhaupt sieht er es als die Aufgabe des romantischen Dichters an, der christlichen (genau gesagt, der katholischen) Theologie und Religion zu dienen, d. h. Himmel und Erde zu verbinden und so die sinnliche Welt der Natur zu heiligen. Die vielfältigen Erscheinungen der irdischen Schöpfung werden bei ihm Fingerzeige zu einer höheren Welt, zu Gott. Eines seiner schönsten Gedichte, das Sie alle kennen, beschreibt den Zusammenklang von Erde und Himmel auf vollendete Weise:

MONDNACHT:

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,

So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Der Mythos der Vermählung von Himmel und Erde ist alt. Er war den alten Griechen, welche die ganze Natur von Göttern durchwaltet und durchseelt empfanden, vertraut, da sie ihn schier täglich vor ihren Augen vollzogen sahen. Schon jene uralten Götter, die als Urahnen der olympischen Götter galten, führten den Menschen ihr göttliches Schauspiel vor: Der Himmelsgott **Ouranos** neigt sich liebend seiner Braut, der Erdgöttin Gaia, zu. Durch den himmlischen Regen und die Sonne wird sie befruchtet und bringt üppige Frucht hervor. Aber wie einmalig und zugleich zeitlos gültig hat Eichendorff diesen Sachverhalt gestaltet und vertieft! Der Komponist **Robert Schumann** brachte das Unwahrscheinliche fertig: durch seine kammermusikalische Vertonung spricht das Gedicht **noch** eindrücklicher zu uns.

Gewaltig die Suggestivkraft der Schlußstrophe: Sie weitet den Horizont in die Ewigkeit: "Und meine Seele spannte / weit ihre Flügel aus, / flog durch die stillen Lande, / als flöge sie nach Haus."

Da breiten sich auch die Flügel **unserer** Seele aus, und niemand braucht herumzurätseln, was hier die Worte "nach Hause" bedeuten: es ist das Hingezogensein unserer Seele zu ihrer ewigen Heimat. Alles, was "Sehnsucht" bei Eichendorff heißt, zielt darauf letztlich ab. Und die dichterisch gestaltete "Sehnsucht" heilt auch all die Wunden der Trennung, des Verlustes, die das reale Leben uns schlägt.

So gelangt auch der unsterbliche **Taugenichts** der weltbekannten Novelle so recht "nach Hause", als er auf seiner leichtfüßigen Wanderung das Weichbild der ewigen Stadt Rom erblickt. Er sieht gar nicht die schnöde Wirklichkeit, sondern Rom als Ewiges Jerusalem, von dem er schon als kleiner Knabe geträumt hat, wenn er auf der Wiese lag und in die Wolken geschaut hat. Man weiß nicht: sieht er die Stadt nun im Dunst eines Flußtales oder gar in den getürmten Wolken darüber. Fest steht nur: der Taugenichts ist heimgekehrt in seine Kindheitsvision, in jene Heilige Stadt, in der es weder Trug noch Bosheit gibt und auf deren Zinnen die Engel wachen. Seine Seele hat endlich ihr Zuhause gefunden. So glaubt er wenigstens - dank seiner begnadeten Phantasie. Der nächste Morgen findet ihn dann wach und nüchtern in Roms schöner Vorstaat, voll von Palästen, Gärten und rauschender Brunnen. Aber leider, dieses Szenario droht für ihn zum Labyrinth zu werden. Die irritierenden Irrungen und Wirrungen des Lebens haben ihn eingeholt. Das Glück foppt ihn, als er hier jene "schöne gnädige Frau" zu finden hofft, die er unterwegs kennengelernt und in die er sich unsterblich verliebt hat. Und da tritt unerwartet die Dialektik des Begriffes "Sehnsucht" ein: er sehnt sich jetzt mit der gleichen Inbrunst nach der Heimat zurück, wie ihn vorher das Fernweh in die weite Welt entführt hat. Der Tauge-

nichts begibt sich freudig und unbeschwert auf den Rückweg, der sich nun auf doppelt und dreifache Weise als Weg "nach Hause" erweisen wird. Denn ganz unverhofft wird sich nun - schöner als er sich das jemals hat vorstellen können - sein Liebesglück erfüllen. Und die Liebe ist doch letztlich immer der Weg nach Hause.

Zum Wundersamen dieser unvergleichlich schönen Novelle gehören die vielen Nachtszenen. Der Abend, die Nacht und der aufkeimende Morgen sind die Sternstunden der Phantasie. Das gilt auch für die gestaltende Phantasie des Dichters.

Verehrte Freunde! Eichendorff, dieser zartbesaitete Mann, dieser hochsensible Interpret der Schöpfung, war nun keineswegs im elfenbeinernen Turm der Poesie gefangen, er war kein Schwärmer eines poetischen Zwischenreiches, **sondern**, wie schon angedeutet, ein mannhafter Streiter für Recht und Gerechtigkeit und ein analytisch denkender Verteidiger der Wahrheit. Er suchte Bildung und Sittlichkeit seines Volkes zu heben und betonte immer wieder, daß dazu auch eine erneuerte und gereinigte Religion gehöre. Den politischen Weg der Deutschen im 19. Jahrhundert beobachtete er mit Mißtrauen. Die nächsten 100 Jahre haben ihn übrigens bestätigt. Von der bürgerlichen Revolution des Jahres 1848 zeigte er sich tief enttäuscht. Der damals sich offenbarende Nationalismus, Anarchismus und Sozialneid konnte seines Erachtens nichts Gutes für Deutschland, aber auch für Europa bringen.

Vielseitig war dieser Mann: in seinen literaturkritischen Publikationen bewies er seinen scharfen Intellekt; seine politischen Denkschriften, u. a. an die preußische Regierung, waren zukunftsweisend.

Geboren am 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz am hohen westlichen Ufer der Oder, nahe bei Ratibor gelegen, hat er schon früh mit standesbewußten Traditionen seiner Eltern gebrochen und nur einem moralisch erneuerten Adelsbegriff eine Zukunftschance gegeben. Dem preußischen Kommißgeist war er abhold, obwohl er als Lützower Jäger an den Befreiungskriegen teilgenommen hatte. Neben seiner dichterischen Berufung wollte er unbedingt auch einen soliden **bürgerlichen Beruf** erlernen und ausüben. Aber nur, weil es die Umstände nicht anders zuließen, ergriff er die **preußische** Beamtenlaufbahn. Sein Herz gehörte nämlich dem österreichischen Süden. Andererseits hoffte er auf eine Weiterentwicklung der Vom-Stein-Hardenbergischen Reformen und nahm seine Chance wahr, Vorschläge zur Reform des preußischen Beamtentums einzureichen. Nicht mehr die vornehme Abkunft sollte nach seiner Meinung die Beamtenkarriere begünstigen, sondern Leistung und integrires Verhalten.

Eichendorffs eigene Beamtenlaufbahn, die ihm zwar Worte der Anerkennung, aber weder offizielle Orden noch Reichtum brachte, führte ihn nach Danzig, wo er mit 34 Jahren sein erstes auskömmliches Salär bezog, dann aber in das ungeliebte Königsberg, von wo wieder wegzukommen er sich 7 Jahre lang bemühte. Dann hatte er häufig in verschiedene Ministerien zu wechseln. Seine Beförderungen geschahen - alles in allem - unter seinem Wert. Keine sehr erfreuliche Bilanz, wie er selbst am Ende meinte.

Man respektierte ihn aber immerhin als Katholiken und bediente sich seiner guten Ratsschläge. Ich will hier absichtlich eine seiner Denkschriften herausgreifen, weil sie mir heute wieder aktuell zu sein scheint. Von Danzig aus, wo er als 'katholischer Rat' tätig war, hat Eichendorff (wie auch bei anderen Anlässen) die preußische Zentralregierung ermahnt, doch gegenüber der polnischsprachigen Bevölkerung toleranter zu sein. Er meinte, man solle doch diesen Leuten, die loyale Untertanen des Königs seien, ihr Polnisch nicht wegnehmen. - Mir scheint, diese Maxime Eichendorffs könnte heute mit umgekehrtem Vorzeichen auch der nicht unbedeutenden deutschen Minderheit im polnischen Schlesien, die ebenfalls um den Gebrauch der Muttersprache kämpfen muß, hilfreich sein, wenn sie vom polnischen Staat angewendet würde.

Im übrigen reicht Eichendorffs Verständnis für die polnische Kultur bis in seine Jugendzeit zurück. Wir wissen, daß er in einem Breslauer Schulzeugnis als **Utraquist**, d. h. als zweisprachig bezeichnet wurde. Noch als junger Mann und später sammelte er neben deutschen Zeugnissen der Volkspoesie auch solche aus dem polnischen Raum. Trotzdem bekannte er sich eindeutig zur deutschen Kultur und deutschen Sprache. Er leitete den hohen Rang, den die deutsche Literatur seiner Zeit in der Welt hatte, von der deutschen Volksseele und der deutschen Volkskultur ab. Darin war er ein Erbe des großen **Joh. Gottfried Herder**. Und wenn er Deutschland immer wieder seine Liebe erklärte, dann meinte er einfach die deutsche Kulturnation - ohne Rücksicht auf politische Grenzen. Den politischen Einigungsbestrebungen im Vormärz und nach 1848 stand er dagegen skeptisch gegenüber, und von der politischen Befähigung der Deutschen zeigte er sich zunehmend enttäuscht. Christlicher Glaube, Moral und recht verstandene Bürgerfreiheit, das waren ihm zugleich die höchsten **politischen** Werte, für die zu kämpfen sich lohnte. Voraussetzung für die politische Freiheit nach außen schien ihm freilich die innere Freiheit. Bezeichnenderweise bekannte er sich genau in jenem Jahr zu dieser inneren Freiheit, als der Familie alle schlesischen und mährischen Güter, außer Lubowitz, verloren gingen. Er schrieb damals einem Freund vom "gebrochenen Stolz der Eltern" und fügte hinzu, er selbst fühle sich jetzt "arm, **aber** frei und vergnügt". Nicht von ungefähr jubiliert in mehreren seiner Gedichte die **Lerche**, der Vogel der Freiheit seiner Seele. Gerade den heutigen Heimatvertriebenen könnte unser Dichter in mancher Hinsicht ein Vorbild sein. Sind doch auch für ihn von Jugend an "Trennung" und "Verlust der Heimat" zum Trauma geworden. 1801, 1805, 1807 und 1808 mußte er die geliebten Schlösser Tost und Lubowitz bereits für längere Zeit verlassen. Noch bitterer fiel ihm der Abschied 1810, als er für 6 Jahre Schlesien nicht mehr sah, und besonders 1822, als Lubowitz durch das ökonomische Unvermögen des Vaters als letztes aller Güter nun auch verloren ging. Aber bis dahin hatte der junge Mann seinen Heimatbegriff unerhört vertieft bzw. in die religiöse Sphäre erhoben, wie uns sein poetisches "Gebet" von 1822 kundtut:

Du bist's, der, was wir bauen,
Mild über uns zerbricht,

Daß wir den Himmel schauen -
Darum so klag ich nicht.

Das führt uns auch hin zu seiner im ganzen Leben bewährten persönlichen Religiosität. Sie war nämlich nicht einfach eine schöne Zutat seiner Poesie. Er hat sie auch nicht vom Elternhaus mitbekommen. Dort herrschte ein liberaler Gewohnheitskatholizismus ohne jeden besonderen Eifer. Wir wissen inzwischen ziemlich genau, wie der etwa 11-jährige Knabe Joseph ohne Zutun von Erwachsenen seinen leidenden Heiland und Erlöser kennenlernte, nämlich aufgrund einer heimlichen Bibellektüre. Er weinte bittere Tränen und konnte gar nicht verstehen, daß die Erwachsenen, die doch dies schon alle wußten, so kalt und gleichgültig weiterleben konnten. Dieses religiöse Urerlebnis konnte das Kind jahrelang niemand mitteilen und anvertrauen, hat ihn aber fürs ganze Leben geprägt. Zwar war Joseph von Eichendorff immer ehrerbietig gegen seine Eltern, den Vater aber liebte er zusätzlich. Nie übte er verletzende Kritik am elterlichen Fehlverhalten, obwohl dazu öfter Anlaß gegeben war. Daß er aber oft anderen Werten den höchsten Rang zuwies, als es seine Eltern taten, hat sich bei manchen Gelegenheiten nicht verheimlichen lassen. So, als er im Jahre 1815 die verarmte Gutsbesitzerstochter **Luise von Larisch** heiratete. Die standesbewußte Mutter hatte ihm eine andere, "bessere" Partie zugedacht, nämlich ein ihm bekanntes adrettes Mädchen, das eine sehr reiche Erbschaft zu erwarten hatte. Als Joseph seine Luise (sie war bereits im 5. Monat schwanger) in Breslau vor den Altar führte, verweigerten die Eltern ihre Anwesenheit. Es war eine reine Liebesheirat, und von mehreren Seiten wird versichert, daß die über 40 Jahre währende Ehe überaus glücklich war. Wir sehen: Auch im Bereich von Liebe und Ehe unterschied sich Eichendorff von den meisten übrigen Romantikern. Er war weit entfernt von ihrer krankhaften Labilität und ihren selbstquälerischen Exzessen.

So hat Eichendorff sein Leben im privaten wie im öffentlichen Bereich gemeistert, indem er eigene Ansprüche zurückgenommen, Schicksalsschläge wie den bitter empfundenen Tod zweier Kinder würdig ertragen und überhaupt seiner religiösen und moralischen Lebensmaxime treu geblieben ist. Ein aufrechter deutscher Dichter, der keine Diskrepanz kannte zwischen dem, was er schrieb, und dem, was er lebte. Ein gar nicht so häufiger Fall in der deutschen Literaturgeschichte!

Ich möchte noch anhand von 3 Gedichten das abrunden, was ich Ihnen über Eichendorffs Dichterpersönlichkeit gesagt habe.

Getrenntes zu verbinden oder zu heilen, sei es das Entferntsein vom geliebten Bruder oder der Verlust der Heimat, sei es die Naturferne oder gar die Gottesferne vieler moderner Menschen, das alles war dem Dichter ein häufiger Sprechanaß. Die heilende Wirkung frommer Naturbetrachtung wird aus folgendem "**Morgengebet**" von 1834 deutlich, welches auch von Mendelssohn-Bartholdy vertont wurde:

O wunderbares, tiefes Schweigen,

Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl mich recht wie neu geschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt erschlaffen,
Ich schäm' mich des' im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag mein Saitenspiel: und schauernd
Schweig ich vor dir in Ewigkeit.

Eichendorff hat in seiner Lyrik relativ oft die Worte "deutsch" oder "Deutschland" als hohe Werte bzw. als Kleinode seines Herzens gefeiert. Heutzutage empfindet die politische Korrektheit diese vielleicht als Fremdkörper in der Poesie. So haben Germanisten unserer Zeit wirklich gemeint, sie müßten den von allen geliebten Dichter vom Vorwurf einer allzu großen Liebe zu Deutschland entlasten. Und quasi zur Entschuldigung wurde gesagt, diese Deutschlandliebe sei doch nur Ausdruck seines Widerstands gegen Napoleon gewesen. Folgendes Gedicht stammt allerdings aus der 1826 publizierte Novelle "Aus dem Leben eines Taugenichts", als Napoleon schon längst eliminiert war. Das Gedicht behandelt den Umschlag des Fernwehs in Heimweh und heißt auch so. Es ist später von Hugo Wolf zu einem Konzertlied mit Klavierbegleitung vertont worden. Die Melancholie des Anfangs geht allmählich in die Jubelstimmung des Schlusses über.

Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebsten gehn,
Es jubeln und lassen die Andern
Den Fremden alleine stehn.

Was wisset ihr, dunkle Wipfel,
Von der alten schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie von hier so weit.

Am liebsten betracht' ich die Sterne,
Die schienen, wenn ich ging zu ihr,
Die Nachtigall hör ich so gerne,
Sie sang vor der Liebsten Tür.

Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig ich in stiller Stund'
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß Dich Deutschland aus Herzensgrund!

Das Gedicht SEHNSUCHT erschien erstmals in Eichendorffs Roman "Dichter und ihre Gesellen" von 1834. Es steht in vielen Lesebüchern, weil seine nächtliche Vision viele bekannte Motive der Romantik beschwört und zusammenfaßt:

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschluchten,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

* * *